

Eine Fügung des Himmels

Gudrun Seidenauer

Wenn es einen Toten gibt, muss Grete mitten in Wien an New York denken. Bei miesem Essen auch. Bei Sägespänen im Brot. Bei Wurstersatz, lumpengrau wie die Gesichter auf den Straßen. Wenn es wieder so riecht aus dem Nachbarhaus. Die Kinder schließen Wetten ab: Ratte, Katze, Hund oder Mensch? An den Kindern merkt man es am meisten: Der Krieg ist vorbei und auch wieder nicht. Gretes Chef, Sergeant Bill Healy von der US-Army, der vor ihr im LKW sitzt, wirft ihr im Rückspiegel einen Blick zu, sie lächelt reflexartig.

In Großenzersdorf gibt es also einen Toten. Was an sich nichts Besonderes ist, die Leute sterben einfach weiter, obwohl der Krieg vorbei ist: Herz, Lunge, Grippe, Lebensunlust. Aber der Tote des Tages ist nicht irgendeiner, sondern ein kaum zwanzigjähriger GI, der am Rand eines Felds gefunden wurde.

„Das ist kein Lercherlschaf“, sagt Renate, mit der sie das Büro teilt, eine schmale Kammer, in der früher die Bettwäsche des von der US-Army requirierten Hotels aufbewahrt wurde. Es riecht noch nach Mottenkugeln, aber Renate sagt, das bilde sich Grete nur ein.

Grete soll mit hinausfahren zu dem Toten. Jetzt müssen mögliche Zeugen befragt werden. Dafür reicht das Deutsch des Sergeants nicht.

New York, New York! Deine Kinder ohne Krieg. Die kann sich Grete gar nicht vorstellen. Alles andere hingegen sehr gut, sogar die Gerüche: nach Rost von den Lastkähnen, nach Salz und Tang, obwohl sie noch nie am Meer war. Beim Nachbarhaus sieht man direkt ins Wohnzimmer hinein, weil die Fassade fehlt. Von ihrem Schreibtisch aus blicken Grete und Renate auf einen hellen, rechteckigen Fleck. Wer hat das Bild wohl abgehängt? „Wozu denn das noch? Die sind eh alle hinüber“, meint Renate. „150-Prozentige waren das. Um die ist es nicht schad.“ Renate kann hart sein und Grete hat keine Kraft

einzuwenden: „Auch um die Kinder nicht?“ Renate hätte nein gesagt. Kinder lieber zu mögen als Erwachsene sei pure Sentimentalität, befindet sie, ihr könne man nichts erzählen, nicht über Kinder oder sonst irgendwen. Renate hat auf Zeltlagern von HJ und BDM gekocht. Ihr Onkel und ihre Tante betreiben eine Kantine. Jetzt kochen sie für die US-Army, und Renate ist ins Office aufgestiegen, weil sie tippen und passables Englisch kann. „Essen muss ein jeder“ sagt der Onkel und grinst auf seine fleischigen Hände hinunter, während er nach der Mittagspause der Offiziere am Serviertisch eine Zigarette raucht. Renate und Grete huschen jeden Tag hinunter, und er steckt ihnen Toastbrot zu, dicke, von Öl triefende Kartoffelscheiben, sogar Orangen. Heute hat Grete noch nicht viel gegessen. Seit den regelmäßigen Zuwendungen von Renates Onkel spannen die Rockbünde schon ein bisschen, und sie hält den kleinen Hunger dazwischen schlechter aus als die langen Monate zuvor, als sie sich den Magen dauernd mit wässrigen Suppen füllten.

Beim Anblick des abgebrannten Riesenrads, an dem der LKW vorbeiholpert, denkt sie wieder an New York, obwohl ihr vom Fahren schlecht ist. Bill, - im Stillen nennt sie ihn beim Vornamen – hat erwähnt, er sei in Manhattan aufgewachsen, im Meatpacking District. Ob man dort das Meer riechen könne? Er hat gelacht: „No, honey. It smells more like blood and diesel.“

Grete findet, dass das ein Zeichen ist, weil sie in der Schlachthausgasse daheim ist. Honey. Darling. Sweetheart. Das bedeutet nichts. Das sagen die Amis zu allen Frauen, die nicht völlig kaputt aussehen.

Der LKW ist in einem Tempo unterwegs, dass der Gummi aufkreischt, wenn der Fahrer um die Schlaglöcher herumsteuert. Auf der Ladefläche rutscht der Blechsarg hin und her. Der Wagen ist ein waschechter Amerikaner, blitzt und glänzt, als könnte der Kriegsstaub gar nicht an ihm haften. Wenn Grete die Augen zumacht, ist es, als wäre sie schon in New York und könnte endlich mit dem Vergessen anfangen. Sie würde Wien in ein paar Cocktails ersäufen, die sie sich after work in einer schummrigen Bar genehmigen würde. Das Lokal wäre ein kleines Beisl, fußläufig von Zuhause, ihrem Zuhause in diesem Ameisenhaufen. Sie wäre eine verdammt glückliche Ameise. Haben die überhaupt Beisl dort? Die Amis sind gesellig und reden mit jedem, sogar mit ihnen, the Nazi-bastards. Aber Kaffeehäuser gibt es keine. Ein Volksdeutscher, der bei ihnen einquartiert ist, hat

das behauptet. Er tritt im Stiegenhaus einen Tick zu nah an sie heran, und sie duldet es, weil er ihr von Ameriga erzählt, wie er es ausspricht. Etliche seiner Verwandten sind ausgewandert, schreiben ihm, wie gut es ihnen geht. Wie man ohne Kaffeehäuser leben kann, ist Grete unbegreiflich: die unschlagbare Kombination von Weite und Geborgenheit. Abgewetzter Samt, durchgesessene Grandezza, Weltpolitik und Tratsch aus dem Hieb, Weltgeist und Kleingeist, wobei der erstere durchaus aus dem Hausmeister sprechen kann und der zweite aus dem Herrn Professor. Im Kaffeehaus gibt es kein Strammstehen und keine schlimmeren Befehle als die Bestellung einer weiteren Melange.

Die Skyline auf der Postkarte, die Bill ihr geschenkt hat, ist scharf gezeichnet wie ein Scherenschnitt und der Himmel wundervoll durchsichtig. Trans-par-ency, Betonung auf der zweiten Silbe. Auf Deutsch klingt das Wort wie ein Befehl. Viele Wörter klingen so. Das fällt ihr erst auf, seitdem sie so viel Englisch spricht. Nicht auf Wienerisch natürlich. Ob sie Wien vermissen wird, wenn Bill sie mit nach Manhattan nimmt? Das Restriesenrad sieht aus wie eine riesige, erblindete Pupille.

Der LKW muss Umwege fahren, weil die Fahrbahn plötzlich in einem Nichts aus Bauschutt oder vor einem Bombentrichter endet. Ob Wien jemals eine Skyline haben wird? Egal woran Grete denkt, immer landet sie in New York. Mit Bill? Vielleicht. Am besten an ihm gefällt ihr, dass er aus New York ist. Einmal hat sie mit einem anderen Ami getanzt, der war sehr fesch: markantes Kinn, einen guten Griff um ihre Taille. Aber er war aus Iowa, und als sie gefragt hat, wie weit das von New York weg ist, hat er gesagt: „Why do you care, Krätie?“

Wenn sie einen beim Namen nennen, ist es Zeit abzuhauen. Sonst können die schon einmal unangenehm werden. Krätie klingt ähnlich wie Kröte, und genau so fühlt sie sich. Ihre Augen stehen zu weit auseinander und die Hüftknochen auch. „Damit schaust du wenigstens nicht ganz so mager aus, wie du bist.“ Renate will sie trösten, aber das geht schief. „Bleib lieber beim Lästern“, antwortet Grete, „darin bist du besser.“

Ihren Abendspaziergang unternehmen Grete und ihr noch unbekannter husband in Brooklyn, von wo aus man einen fabelhaften Blick auf die Skyline von New York hat. Einzelne Fenster in den Wolkenkratzern sind schon erleuchtet. Wie wunderbar zu

wissen, dass demnächst da drüben ein weiteres Licht aufflammen wird, und zwar das ihrer Wohnung.

Der Tagtraum endet mit einer Vollbremsung. Bill und der rothaarige GI sind schon ausgestiegen. Grete ist immer noch übel von der Fahrt. Auf einem traktorbreiten Feldweg, der hier von der Straße abzweigt, hat sich eine Mensentraube gebildet. Der GI schält einen Kaugummi, schnippt das Papier einem Mann vor die Füße, der sich als Bürgermeister zu erkennen gibt und in stümperhaftem Englisch auf Bill einredet. Er wirft Grete einen vernichtenden Blick zu, und sie kann lesen, was er denkt, als stünde es auf seiner Stirne geschrieben. Dabei ist sie keine solche. Sie schwankt ein bisschen, Bill meint, es ist wegen des Toten und sagt: „You can stay beside if you prefer.“

Als ob sie noch nie einen Toten gesehen hätte. Gut dass sie noch rasch in die alten Schuhe geschlüpft ist, obwohl an einer Stelle das Leder so brüchig ist, dass der Strumpf durchschimmert. Der Weg ist matschig vom Gewitter gestern Nacht, und falls es relevante Fußspuren gegeben hätte, sind sie längst vertreten. Der Tote ist ein richtiges Milchgesicht: kaum Bartwuchs, babyhaarfeiner Flaum über der Oberlippe, vermutlich liebevoll gehegt und gepflegt, bubenhaft gerundete Wangen, ein babyblauer Blick ins Nirgendwo, eher ungläubig als erschrocken, volle Lippen, aus denen sich das Blut zurückgezogen hat. Schultern wie ein Schrank. Grete kennt diesen Typ junger Männer, für die der Tod selbst mitten im Krieg etwas ist, das für sie persönlich einfach nicht in Frage kommt. Die Körperhaltung des Mannes verstärkt diesen Eindruck. Er liegt auf dem Rücken, die Arme offen, als läge er am Strand und ein juchzendes Mädchen wäre drauf und dran sich auf ihn zu stürzen. Es war der Ast einer mächtigen Weide, dick wie ein Stamm, der auf den Jungen gefallen ist und ihn erschlagen hat. Jemand hat ihn von dem Toten heruntergezerrt, obwohl man an Tatorten unter keinen Umständen etwas verändern soll, wie Grete aus den Vorkriegskriminalromanen weiß, die sie gerne liest. Doch darum schert sich keiner. Warum auch, wenn heute beinahe jeder Ort auf die eine oder andere Art ein Tatort ist?

An der rechten Schläfe des Jungen klafft ein tiefer Spalt voll geronnenem Blut und Gewebe, aus dem etwas Hartes hervorragt, ein Stück Schädelknochen. Das Ohr ist schwarzblau und geschwollen. Der Stamm der Weide wurde vom Blitz gespalten. Die tiefschwarze, spitz zulaufende Verkohlung im hellen Holz wirkt wie eine Markierung für

den Toten, ein ehrerbietiges Zeichen, das nicht vielen zuteil wird. Einige der Umstehenden scharren mit den Schuhspitzen im Matsch, schieben die Finger in die Ärmelbünde ihrer Jacken. Es ist erst Ende Oktober, doch der Boden wird nachts schon steinhart. Jetzt macht ihn der tauende Raureif klamm und nasskalt.

Was der GI hier draußen getan habe, noch dazu allein? Grete wundert sich, dass sich der Bürgermeister das zu fragen getraut. Jetzt spitzen die Leute die Ohren. Das Scharren der Schuhe hört auf. Die vergangenen Jahre haben sie hellhörig werden lassen für jedes auch nur angedeutete Aufmucken. Die Atemwolken scheinen auf Bill zuzutreiben. Hinten bei den Weiden fliegen Krähen auf, ihre Flügel knattern wie Papier, das man zerknüllt. Bill schweigt diese Spur zu lange. Er hat keine Ahnung, jeder begreift es sofort. Sein Blick springt zwischen dem Toten und dem Army-Rucksack hin und her, den der Bürgermeister an einer Schlaufe festhält. Was danach kommt, kommt zu spät.

Mit einer zackigen Geste winkt Bill Grete herbei; „Translate!“ Normalerweise hängt er immer ein „please“ an, verstreut eine Dosis lässigen Charms. Jetzt muss er den Gesichtsverlust durch herrisches Getue wieder wettmachen. Grete macht das nicht aus. Fast tut ihr der Sergeant aus New York leid, wie er da umgeben von ein paar Dorftrotteln am Rand eines Ackers im Matsch steht, einen erschlagenen Landsmann zu Füßen. Bill wird den Brief an die Angehörigen schreiben. Vielleicht wird sie es sein, die ihn tippen wird: Dear Mr. and Mrs...

Wenn der Rucksack nicht gewesen wäre, hätte Bill den Toten ohne viel Federlesens in den Blechsarg hieven lassen, und dann nichts wie weg von hier. Aber der Rucksack ist da, prall gefüllt, und er kann ihn schlecht vor den Augen der Gaffer öffnen, schon gar nicht, wenn darin ist, was Grete vermutet, was der noch blasser gewordene Rotschopf vermutet, der unbehaglich von einem Fuß auf den anderen tritt, und was auch Bill vermutet: Der tote Kerl war mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ein kleiner Gauner, der hier draußen Lebensmittel und anderes Brauchbare der US-Army an einen Mittelsmann verhökert und dafür Goldschmuck und andere Wertgegenstände eingesackelt hat. Die Gaffer stieren mit unverhohlener Feindseligkeit.

„You stay!“, brüllt Bill, als sich einer von ihnen davonmachen will. Grete ginge gerne mit zum LKW zurück, wohin sie den Rucksack mitnehmen, aber Bill bedeutet ihr, sie solle bei dem Toten warten. Als die Amerikaner ein paar Meter entfernt sind, spuckt einer der

Wartenden demonstrativ aus. Dass der Rucksack noch dagelegen ist, wundert Grete. Sie ist froh, dass die Männer sie nicht beachten, während sie sich gedämpft unterhalten. Zwei Minuten später weiß sie, dass Kinder, die den Schulweg über das Feld abkürzen, den Toten kurz nach sieben gefunden haben und schnurstracks zum Bürgermeister gerannt sind, eines davon die Enkelin. Sie haben noch nicht die unter Älteren weit verbreitete Ungerührtheit, mit der man zuerst überprüft, ob man bei einer Leiche etwas Nützliches findet.

Grete tritt einen Schritt auf den Toten zu. Das Gerede geht ihn nichts mehr an. Der Himmel geht ihn nichts mehr an, selbst sein eigenes Hinaufstarren nicht. Sie denkt an den Brief an seine Familie. Woher kommt er? Amerika ist groß. Sie kennt mittlerweile alle 52 Bundesstaaten, nur bei den Hauptstädten irrt sie sich noch. Jetzt würde sie gerne wieder an New York denken. Aber die Skyline zeigt sich nicht, auch nicht bei geschlossenen Augen. Die Großenzersdorfer Herbstwolken reichen bis an den Hudson River.

Als sie die Augen wieder öffnet, fällt ihr Blick auf die rechte Hand des Toten. Der kleine und der Ringfinger sind stark gekrümmt. Dazwischen sind ein paar lange blonde Haare, schlecht auszumachen, da Ärmel und Hand mit Erdspritzern verschmutzt sind. Grete wagt kaum zu atmen. Sie tut , als würde sie ihr Schuhband binden, zieht die Haare blitzschnell aus der Hand des Toten und bugsiert sie in ihre Manteltasche. Bill und der Gl setzen den Blechsarg mit einem Rumpeln ab. Für drei oder vier Sekunden stehen alle still. Für einen winzigen Moment ist der Tod so groß, wie er sein sollte. Erst als Grete im Auto sitzt und immer noch nichts gesagt hat, wird ihr klar, dass sie genau zu diesem Zeitpunkt eine Entscheidung getroffen hat.

Das Befragen der Leute in den benachbarten Höfen ist eine reine Formalität, die sie aber nicht übergehen dürfen. Bill treibt zur Eile. Ein Schwarzhändler ist kein Ruhmesblatt für die glorreiche US-Army. Erwartungsgemäß hat niemand der Anrainer etwas gesehen oder gehört. Im zweiten Haus fällt Gretes Blick auf ein goldgerahmtes Familienfoto: drei Mädchen, hellblond, mit langen Zöpfen, die bis zur Taille reichen. Zwei von ihnen, etwa vierzehn und sechzehn Jahre alt, sind zuhause. Als Bill schon bei der Tür hinaus ist, fragt Grete die Ältere:

„Wo ist denn deine große Schwester? Die war doch gestern noch da.“

Das Mädchen fällt sofort auf den Bluff herein: „D...die ist heute früh in die Stadt gefahren.“

„Warum denn?“

Das wisse sie nicht, stottert sie. Grete nickt freundlich. Die Namen sind ja notiert. Nur für den Fall, sagt sie. Auf der Rückfahrt überschlagen sich Gretes Gedanken.

Den Brief an die Familie des Toten tippt zum Glück eine andere Sekretärin. Sie will nicht wissen, woher der Kerl stammt und wie er heißt. Wenn sie Namen hat, wird sie sich fragen, wie der Himmel in seinem Land gerade aussieht, was seine Eltern machen und anderes, das zu nichts führt. Warum schert sie sich um einen toten Ami? Als ob sie selber nicht genug Tote hätte. Ihre halbe Schulklasse ist tot. Es scheint ihr, die Toten sind mehr als die Lebenden und streifen nachts als Gespenster durch die Ruinen, unfähig zu begreifen, dass ihnen alles genommen wurde.

In den nächsten Wochen versteht Grete sich selbst nicht mehr: Nicht, warum sie an ihrem freien Tag nach einer zweistündigen Busfahrt in aller Herrgottsfrüh jeden der faustgroßen Steine in der Nähe der Weide umdreht. Nicht, warum sie den Perlmutterknopf einsteckt, den sie dort findet. Nicht, warum sie wieder an dem Haus in Großenzersdorf läutet und herausfindet, dass die Tochter nicht zurückgekehrt ist. Später sucht sie im zentralen Meldeamt nach der Blondin. Wegen der Lebensmittelkarten müsste sie sich registrieren lassen. Als sie sie schließlich findet, wäre es nicht mehr denkbar, Vera, so heißt sie, nicht aufzusuchen, obwohl Grete immer noch nicht weiß, warum sie all das tut. Inzwischen hat sie aufgehört es sich zu fragen.

Veras Haar ist streichholzlang geschnitten. Als sie die Tür im 4.Stock eines eleganten Jugendstilhauses im 8. Bezirk öffnet, ist ihr Blick wachsam, aber beherrscht. Das Aufflackern darin ist so kurz, dass Grete nicht sagen könnte, ob sie es sich nicht doch eingebildet hat. Hinter Vera drückt sich ein vielleicht zweijähriger Junge herum. Grete atmet schwer vom Treppensteigen. Der Junge ruft etwas und lässt ein Stück Kipferl fallen. Vera bückt sich, sagt etwas, zuerst zu Grete, dann zu dem Jungen, lächelt. Vera hat mit der linken Hand nach dem Kipferl auf dem Boden gegriffen. Sekunden später schließen sich die Finger ihrer Linken um die Türklinke.

Grete kommt gleich zur Sache, hofft, dass ihr barscher Ton Vera einschüchtert. Die beantwortet ihre Fragen so rasch, als habe sie sich darauf vorbereitet: Sie sei für ein

paar Wochen bei ihrer Freundin, um auf den Kleinen aufzupassen. Die habe sonst niemanden, wenn sie in der Arbeit sei. Ja, an genau diesem Tag sei sie hergekommen. Nein, sie habe seitdem nicht mit ihrer Mutter gesprochen. Ein Nachbar habe ihr erzählt, was passiert sei. Ein Unfall. Sie zuckt mit den Schultern, sieht Grete direkt in die Augen und dann benutzt sie diese Wendung: eine Fügung des Himmels. Wenn Grete später über die Szene nachdenkt, und das wird sie unzählige Male tun, wird sie sagen, dies sei der Moment gewesen, in dem sie es gewusst habe. Gewusst, nicht nur vermutet. Die Haare, das Foto, das Verschwinden der jungen Frau, die Linkshändigkeit, selbst der Perlmutterknopf, der an der Bluse in Veras Kasten fehlte: All das waren Indizien, starke zwar, aber keine Beweise. Veras Wortwahl ist nichtsdestoweniger ein Beweis, nichts, das irgendein Gericht überzeugen würde. Trotzdem. Das war es.

Nach einer Weile voller unglaubwürdiger Ausflüchte sind es die Haare und der Knopf, die Vera zum Reden, genauer gesagt zum Flüstern bringen, nachdem Grete sie vorzeigt, beides in einer transparenten Papiertüte, wie man sie beim Greißler für Bonbons bekommt.

Er habe sie wohl gesehen, als sie die Hühner gefüttert und das Scheunentor verriegelt habe. Der Himmel sei wegen des aufziehenden Gewitters dunkel gewesen, sie habe nicht gedacht, dass noch jemand draußen wäre. Er spricht sie an, lächelt sogar. Als sie sich rasch abwenden will, im Kopf überschlägt, wie viele Schritte es bis zum Haustor sind, spürt sie etwas Hartes im Rücken, hört das Klicken. Er deutet auf eine Baumgruppe in der Nähe. Der Wind tost. Trotzdem kommt ihr der Mann nicht sonderlich böse vor, eher, als müsste er sich selbst davon überzeugen, dass er wirklich will, was er vorhat. Sie wird es aushalten, sagt sie sich. Sie kennt so viele Geschichten. Sie bewegt sich langsam, er treibt sie zur Eile, sieht sich ständig um. Sie denkt, wie verrückt es ist, dass er Angst hat, während sie überhaupt nichts fühlt, absolut nichts. Sie sieht sich selbst, wie sie sich am Rand des Feldes hinlegt. Während er seine Hose öffnet, denkt sie, wie jung er ist, wahrscheinlich nicht älter als sie. Der Moment, in dem er seine Waffe zu Boden gleiten lässt. Ein oder zwei Mal schlägt er sie ins Gesicht, nicht fest.

„Die Wut hatte ich nicht wegen dem, was er mir antun wollte. Nicht in dieser Sekunde. Sondern weil er sich so sicher gefühlt hat, dass er nicht einmal die Waffe bei sich behalten hat.“

Der Stein in ihrer Hand: reiner Zufall, dass sie ihn mit der freien linken Hand ertastet und dass er die richtige Größe hat. Der Mann gibt keinen Laut von sich, als er auf den Rücken rollt. Sie zwingt sich, langsam zurückzugehen, obwohl das Gewitter losbricht. Ihre Mutter sieht sie vom Fenster aus, schreit, ob sie verrückt sei, hat offenbar nichts mitbekommen. Die Blitze zucken. Am liebsten wäre sie ewig weiter gegangen in diesem strömenden Regen, der alles abwäscht. Sie bringt die ganze Nacht mit offenen Augen zu. Ihre Zähne klappern so stark, dass sie meint, das würde nie mehr aufhören. Irgendwann schläft sie ein.

„Jetzt wissen Sie es. Jetzt können Sie mich melden.“

Im Nachhinein ist Grete Veras Ruhe unheimlich, nicht aber in diesem Moment. Grete sieht den Kleinen. Veras streichholzkurze Haar. Wie jung sie ist. So jung wie sie selbst. Sehr langsam schüttelt sie den Kopf. Etwas zu sagen ist nicht möglich.

Im Treppenhaus tun ihr die Glieder weh wie einer alten Frau. Wir sind zwanzig, denkt sie. Zwanzig. Kein anderer Gedanke hat Platz in ihr, nicht einmal New York. Die Tütchen mit dem Knopf und den Haaren wirft sie in den nächsten Mistkübel.